

Nachtbuch, Schmerzensbuch

Fritz J. Raddatz las aus „Tagebücher, Jahre 1982–2001“ in der Druckerei Rüss

VON DIRK BECKER

Erst Sauna, dann Massage und dann Michael-Jackson-Gucken.

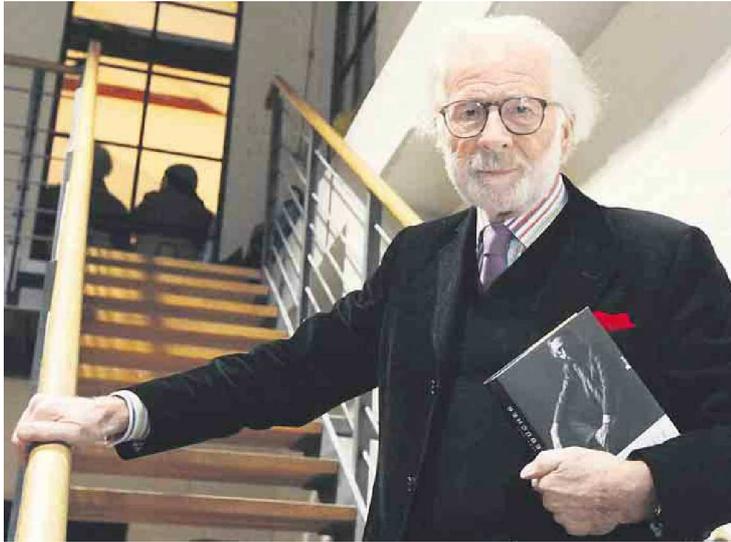
„Vor mir steht dieses Idol von Millionen. Der kleine Popsänger Michael Jackson. Eine totale Kunstfigur, garkein Mensch, ein Design, entworfen in den Plattenstudios von Pepsi-Cola; ein von zig Operationen bis zur Geschlechts- und Alterslosigkeit entstelltes Gesicht, schwarze Brille und Walkman im Ohr (als höre er nicht genug Musik...), mit dem kleinen Arsch wackelnd wie ein Erpel, in spitzen Lackschühchen, bewacht von zwei überdimensionierten Bodyguards, die nicht etwa muskulös sportlich, sondern wie Pille-Männchen fett-aufgeschwollen (Dagegen sind Botero-Figuren von Bernard Buffet).“

12. August 1992: Fritz J. Raddatz sucht Erholung im Atlantik Hotels

Wir schreiben den 12. August 1992. Fritz J. Raddatz sucht Erholung im Wellnessbereich des Atlantic Hotels in Hamburg. Da liegt er, dämmert auf der Liege am Pool und fährt hoch, aufgeschreckt von der Anwesenheit des „King of Pop“, der im Rahmen seiner „Dangerous World Tour“ im Atlantik abgestiegen ist. Eine Begegnung, für die andere nicht allein nur ihre Großmutter verkauft hätten, die Raddatz aber nur als lästig empfand und dann nutzt für ein vernichtend-treffendes Kurzporträt von Michael Jackson und den Geistern, die diese Kunstfigur schufen.

Hatte einen schon beim wiederholten Lesen der „Tagebücher. Jahre 1982–2001“ diese Episode immer wieder herhaft amüsiert, als Fritz J. Raddatz sie am Samstag in der ausverkauften Druckerei Rüss selbst las, war das Vergnügen noch einmal um einiges größer. Was nicht allein an dem angenehmen, ruhigen und akzentuierten und von feinstem Humor getragenen Vortrag des 80-Jährigen lag, sondern auch und vor allem an der Herzlichkeit und Offenheit, Ehrlichkeit und leisen Zufriedenheit, die dieser Mann an diesem Abend ausstrahlte. Und hatte man Raddatz schon lange zuvor wegen seiner journalistischen und schriftstellerischen Arbeiten bewundert, nach dieser persönlichen, knapp zweistündigen Begegnung im Obergeschoss der Druckerei Rüss konnte man gar nicht mehr anders, als ihn in sein Herz zu schließen. Das überraschte einen dann doch selbst am meisten. Ausgerechnet Fritz J. Raddatz? Dieser Snob? Dieser Dandy? Dieser selbsternannte „Unruhresther“?

Raddatz, in Berlin geboren, war stellvertretender Leiter des Rowohlts Verlages und von 1977 bis 1985 Feuilletonchef der Wochenzeitung „Die Zeit“. Er ist Vorsitzender der Kurt-Tucholsky-Stiftung, Heraus-



Oben warten sie schon. Fritz J. Raddatz auf dem Weg zu seiner Lesung in der Druckerei Rüss.

Foto: Manfred Thomas

geber von Tucholskys gesammelten Werken und hat neben herausragenden Biografien über Gottfried Benn, Heinrich Heine und Rainer Maria Rilke mit „Kuhauge“, „Der Wolkenrinker“, „Die Abtreibung“ und „Ich habe dich anders gedacht“ hervorragende Erzählungen geschrieben. Raddatz, der Literaturkritiker und -verfechter, der Literatur- und Sprachliebhaber ist vor allem einer der geistreichsten und intellektuellsten Köpfe Deutschlands. Einer der letzten Riesen, die nach und nach aussterben. Ein streitbarer wie umstrittener Mann, der sich über Jahrzehnte hinweg in den wichtigsten, ja nennen wir es ruhig so, intellektuellen Kreisen Deutschlands bewegt hat. Der immer dazugehören wollte, sich aber nie anbiederte in diesem Haifisch- und Piranhabekken und entsprechenden Blessuren davontrug. Der mit seinem 900-Seiten umfassenden Buch „Tagebücher, Jahre 1982–2001“ Einblicke in diese helligen Kreise gewährt, die es in dieser Offenheit und Direktheit und in diesem Umfang noch nicht gegeben hat. Und der mit diesem Tagebuch naturgemäß für entsprechende Reaktionen gesorgt hat.

Ob nun narzisstisches Geschwätz, wie die einen, oder von den Schriftstellern so nicht geschriebene „große Gesell-

schaftsroman der Bundesrepublik, das baltische Porträt unserer Zeit“, wie die anderen sagen; in erster Linie sind es ganz persönliche und dadurch auch ganz schonungslose Einblicke, die sowohl Raddatz betreffen, als auch die Menschen, die ihn umgeben. Dass darunter Schriftsteller wie Günter Grass, Siegfried Lenz und Thomas Brasch sind, auch Rudolf Augstein, Gründer und Herausgeber des Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“, oder Marion Gräfin Dönhoff, Chefredakteurin und Mitverlegerin der „Zeit“, und dass es dadurch auch viel Klatsch und Tratsch aus dem Kulturbetrieb zu lesen gibt, sorgt für erhebliche Brisanz und weckt entsprechende Neugier. Für ordentlich Würze aber sorgt Raddatz selbst mit seiner Offenheit und Schonungslosigkeit.

Das liest Raddatz, die Jahre von 1982 bis 2001 durchmessend, in der Druckerei Rüss von Maximilian Schell, der nur noch ein „rückenkrummer, ältlich und auseinandergefallen aussehender“ Mann ist, nimmt sich Grass wegen dessen ständiger Untreue im persönlichen Gespräch vor; nennt die Dönhoff wie „alte Herrenreiterin“ und sorgt bei manchen Gästen für einen kurzen Moment der entsetzten Atemlosigkeit, als er dem vom Alkohol schon fast vernichteten Augstein attestiert, dass dessen größter Fehler darin bestanden habe, sich nicht rechtzeitig das Leben genommen zu haben. Dazwischen immer wieder die Selbstreflexion, die Auseinandersetzungen mit den eigenen Unzulänglichkeiten und herrlich-bizarren und gelegentlich auch slapstickartige Begegnungen wie die mit dem „kleinen Popsänger Michael Jackson“.

Es dürfte nicht Tagebuch, sondern Nachbuch oder gar Schmerzensbuch heißen, sagte Raddatz im anschließenden Gespräch. Denn oft erst in der Nacht werde das Erlebte niedergeschrieben und gestaltet sich nicht selten, wenn man sich denn für Ehrlichkeit, also Schonungslosigkeit entschieden hat, als äußerst schmerzhafter Prozess. Und er sprach im übertragenen Sinne von einem schwarzen, bösen Vogel, der ihm beim Schreiben auf der Schulter sitze und ihn dabei regelmäßig mit dem Schnabel traktiere. Nach diesem Abend wünscht man sich nur, dass dieser schwarze, böse Vogel noch lange auf der Schulter von Fritz J. Raddatz sitzt, ihn weiter traktiert und ihn dazu bringt, immer weiter und weiter die Seiten in seinem Tagebuch zu füllen.

— Fritz J. Raddatz: *Tagebücher 1982–2001*, Rowohlts Verlag, Reinbek 2010, 34,95 Euro

Trubschacher im Geräuschprekariat

Der Musiker und Schriftsteller Heinz Rudolf Kunze stellte sein neues Buch im Waschhaus vor

VON STEFFI PYANOE

Er liest neunzig Minuten, faltet seine Blätter zusammen, sagt „und fertig“ und geht von der Bühne, nachdem er die Leserbille wieder gegen seine schwarze eingetauscht hat. Die trägt heute jeder, der mit der Zeit gehen will, zu „HRK“ gehört sie seit Jahren. Applaus, keine Zugabe. Irrendwie ist es dann doch genug an Trubschachers wildem Gedankengut und allem Weiteren, das da, gerührt oder geschüttelt, auf das Publikum eingeströmt ist. Und manch einer sich fragt: Warum war das alles jetzt so lustig – falls es das überhaupt war – und was war das eigentlich, was da vorgelesen wurde?

„Kein Roman“, hat Heinz Rudolf Kunze selbst auf sein neues Buch geschrieben. „Vor Gebrauch schütteln“, so Titel und Regieanweisung des „Kein Roman“, mit dem der Musiker, Sänger und Liedermacher derzeit auf Lesereise ist. Sein 11. Buch, sagt er selbst, Wikipedia listet 14 und nennt Kunze an erster Stelle auch einen Schriftsteller. Das mag man schon manchmal vergessen, dass Kunze nicht nur ein Poet ist, sondern auch für das bloße Medium Sprache ein Faible hegt. Das Schreiben, sagt er am Freitag nach der Lesung im Waschhaus, entspringe seinem Mitteilungsbedürfnis. Mitteilen, teilen, was ihm eben so durch den Kopf geht. Ihm oder diesem Trubschacher, dem fiktiven Erzähler. Jener Trubschacher oder wer auch immer macht sich allerdings über die angeblichen Highlights der Weltliteratur lustig; auch James Joyce' „Ulysses“ muss dran glauben: Diese vermeintliche Sternstunde irischer Literatur sei so langweilig, dass er das Buch dreimal zu lesen angefangen und abgebrochen habe. „Die Wahrheit muss raus!“

Seltsamerweise ähnelt Kunzes Schreibstil irgendwem dem ungeordneten, wirren Gedankenflusses des Iren, wechselnde Ich Erzähler, von denen sich Kunze als Kunze distanzirt, tragen zur Verwirrung bei. Man muss schon aufpassen, und nicht selten rasen die Metaphern schneller vorbei, als man sie auflösen und genießen kann, wie man es müsste, um ihnen gerecht zu werden. Denn Kunze wäre nicht er selbst, würde er nicht um jede Formulierung, jedes Komma ringen. Ein Sprachfittschist, ein Perfektionist, der genau so liest wie er seine wunderbaren Lieder vermutlich singen würde. Da macht das Zuhören Spaß, erst recht, wenn man sich hier und da wiederfindet im Text. Wenn der Deutscherock sich über die Zuckergusskapelle der Beachboys lustig macht und auf das zweite Übel der grünen Insel, den selbsternannten Weltretter und U2-Sänger Bono, verweist, bevor er seinen ganzen Frust über den erbärmlichen Zustand der hiesigen

Musikszene loslässt, wo Musikpreise an „Bohlen-geogellete Plärrmaddeln“ und „Jazz“ im Rollstuhl“ verliehen werden. Da fallen köstliche Wortschöpfungen wie „Geräuschprekariat“, die unerschöpfliche Heimat der Schlagerkäufer und „schleimige Seilschaften, die bei Pornos auf die Handlung achten“. Erfolg ist, sagt irgendwann jemand im Buch, „wenn deine Musik im Supermarkt nicht weniger kostet als ein Schnitzel“.

Aha, aber der Erzähler, Trubschacher vielleicht, ist hart im Nehmen, in der Speisekammer stapeln sich Atommüllfässer zwischen Senfgurken und Biochemonade. „Ich bin schuld“, sagt er gleich mehrmals, und man ahnt: Dieser „Ich“ hat bestimmt keinen „Atomkraft Nein Danke“-Aufkleber am Auto. Auch wenn er gleich drauf einen Blues über das Bienensterben reztitiert. Und es kommt noch diffuser. Trubschacher fährt mit Bob Dy-



James Joyce lässt grüßen. Der Schriftsteller Heinz Rudolf Kunze.

Foto: promo

lan und Miles Davis durch Amerika, Lady Dyl bekommt gemeinsam mit Eisbär Knut Asyl in seinem Kellerverlies und er selbst gibt Musikunterricht im Hallenbad, wo die Klaviere im Becken schwimmen. Sehr spinnert das alles, ein bisschen Kurt Schwitters, ein bisschen Boris Vian.

Und immer wenn man sich freut, wie lustig das alles ist, das Grübeln über die Herkunft einzelner Schuhe am Straßenrand zum Beispiel, schaudert es einen. Die spitzzüngige, böse Analyse des Frühstücksfernsehens, wo man sich zwischen Salomiläufchen („Wie ein Zitteraal auf Kokain“) und senilen Sexualforschern entscheiden muss. Mindestens ebenso traurig wie der Nachrichten-Wahn in einer Welt, in der eh schon alles öffentlich ist, im Fernsehen live kopuliert, geboren, operiert und gestorben wird. Nungeltes, das letzte Tabu zu brechen und die Volksgemeinschaft beim öffentlichen Ausscheiden zusammenzuschweißen. „Ich gehe da hin, wo es weh tut“, hieß die erste Zeile der Lesung. Ja, es tat manchmal weh, aber es war schön.

KULTURNOTIZEN

Bürgerlichkeit gestern und heute

Trotz des Bedeutungsverlustes des Bürgertums im 20. Jahrhundert bleiben der bürgerliche Lebensstil sowie bürgerliche Werte in gewandelter Form bis heute maßgebend. Die Berliner Historikerin Ruth Wunnicke spricht am morgigen Dienstag, 19.30 Uhr, in der „arche“, Am Bassin 2, in ihrem Vortrag „Bürgerlichkeit gestern und heute“ über den Wandel der Bürgerlichkeit von ihren Anfängen, ihrer Hochzeit im 19. Jahrhundert, dem

gesellschaftlichen Wandel nach 1945 bis zur gezielten Zerschlagung bürgerlicher Strukturen in der DDR und der aktuellen Diskussion über die „Neue Bürgerlichkeit“. Der Eintritt ist frei.

Filme im Kleist-Jahr

Die schöne Jungfer Ev ist der Schwarm aller Männer im Dorf. Ihr Herz aber schlägt nur für Ruprecht, den jungen Regisseur. Dieser erwischt Dorfrichter Adam beim nächtlichen Fensterln vor Eys Laden und schlägt dem Voyeur einen

Krug über den Kopf. Adam entkommt, unerkant. Eys Mutter jedoch verklagt Ruprecht wegen des zertrümmerten Tongefaßes vor Gericht. Richter Adam stinkt auf eine Intrige, um Ruprecht, der ihm ein Dorn im Auge ist, los zu werden und bei dem Mädchen endlich freie Bahn zu haben. Doch das letzte Wort ist noch nicht gesprochen. „Straflich frei“ – wie im Vorspann angemerk – bedienten sich Regisseur Günter Reisch und Schriftsteller Jurek Becker, die gemeinsam das Drehbuch verfassten, der Motive des Kleist-

schen Lustspiels „Der zerbrochene Krug“ und schufen mit „Jungfer, Sie gefällt mir“ (1968) eine Defa-Komödie voller Witz und Turbulenzen. Am morgigen Dienstag ist „Jungfer, Sie gefällt mir“ in der Reihe „Filme zum Kleist-Jahr“ um 20 Uhr im Filmuseum, Breite Straße 1a/ Marstall, zu sehen.

Vom Warschauer Königsweg

Während 66 Jahre nach Kriegsende in Berlin und Potsdam die Schlosswiederaufbauten die Gemüter erhitzen, strömen

jährlich Tausende Besucher in das rekonstruierte Warschauer Königsschloss, das 1944 sowie die ganze Innstadt von den Deutschen total zerstört wurde. Trotz unvorstellbarem Leid, das die Stadt während des Krieges erfuhr, hat der Wille der Polen die Innstadt Warschaus in alter Pracht wieder aufstehen lassen. Wirtschaftlich, kulturell und politisch spielt Polen eine ständig wachsende Rolle in Europa. Mit der EU-Ratspräsidentschaft hat das Land chreigige Ziele gesteckt. Und die Ausstellung „Tür an Tür“, ab Ende

September im Berliner Martin-Gropius-Bau zu sehen, erzählt von 1000 Jahren bewegender Nachbarschaft. Über den „Warschauer Königsweg vom Chopin-Herz bis zum Schloss-Gedanken zur Geschichte unseres Nachbarlandes Polen“ spricht die in Potsdam lebende Fernsehjournalistin und Publizistin Lea Rosh am kommenden Sonntag, dem 16. Oktober, um 11 Uhr in der Reihe „Schauplatz Kultur und Geschichte“ in der Villa Schöningen in der Berliner Straße 86. Der Eintritt kostet 16, ermäßigt 14 Euro. kip

Gleich den Coupon ausfüllen und einsenden:
 Potsdamer Neueste Nachrichten, Postfach 601261,
 14412 Potsdam, Fax (0331) 23 76-200

Ja, ich bestelle (Bitte die Anzahl eintragen):

Menu Dekantierkaraffe zum Preis von 59,95 €.

Schlinge der Norm hochl. Preis inkl. MwSt., zzgl. 3,90 Versandkosten. Versandfertig sind Bestellungen ab einem Warenwert von 100,- €. Dieses Angebot gilt nur innerhalb Deutschlands.

Name/Vorname _____
 Straße/Hausnummer _____
 PLZ/Ort _____
 Telefon _____
 E-Mail _____
 Kontonummer (falls Bankeinzug gewünscht) _____
 Bankleitzahl/Bank (falls Bankeinzug gewünscht) _____
 Datum _____ Unterschrift _____

Sie können die Bestellung innerhalb von zwei Wochen ohne Angabe von Gründen schriftlich (E-Mail, Fax, Telefon) widerrufen. Die hier eingetragene Adresse ist die Adresse, an der die Bestellung zugestellt werden soll. Die Lieferung der Waren erfolgt innerhalb von zwei Wochen nach Eingang der Bestellung. Die Lieferung erfolgt innerhalb von zwei Wochen nach Eingang der Bestellung. Die Lieferung erfolgt innerhalb von zwei Wochen nach Eingang der Bestellung. Die Lieferung erfolgt innerhalb von zwei Wochen nach Eingang der Bestellung.

Edel & praktisch

Scandinavian, Design, Originals.
 Drei Wörter, die alles beinhalten, wofür Menu steht:
 Menu macht das Praktische schön und das Schöne praktisch.

Dekantierkaraffe
 Der „New Norm Wine Breather“ entwickelt und vollendet den Wein – und das in zwei Minuten! Der einzigartige Weindekantier ermöglicht es außerdem, dekantierten, trinkfertigen Wein in der Originalflasche zu servieren. Verbinden Sie den Weindekantier mit der Flasche und drehen Sie sie um. Servieren Sie den Wein in der eleganten Karaffe oder drehen Sie sie noch einmal um. Der Wein läuft zurück in seine Flasche und Sie können diese auf den Tisch stellen.

Preis: 59,95 €

PNNSHOP POTSDAMER NEUESTE NACHRICHTEN
 Bestellhotline (0331) 23 76 - 789
 www.pnn.de/shop

Schlinge der Norm hochl. Preis inkl. MwSt., zzgl. 3,90 Versandkosten. Versandfertig sind Bestellungen ab einem Warenwert von 100,- €. Dieses Angebot gilt nur innerhalb Deutschlands.